

anze

Hanno collaborato a questo numero

Elisa Santangelo
Martin Kaspar
Julia Matzinger
Irene Caramagno
Nadine Löhr



rison

risonanze



risonanze

rivista di cultura italiana

risonanze

Il progetto di una rivista di cultura italiana nasce dall'idea di offrire uno spazio dove gli studenti possano condividere con l'Istituto lavori di ricerca, idee, testi creativi, informazioni; un'occasione di scambio e di crescita per confrontarsi con il mondo.

All'interno della rivista si alternano una sezione scientifica, contenente articoli di letteratura, linguistica e didattica, una sezione dedicata alla cultura italiana, e una sezione di poesia e narrativa.

Il primo numero di risonanze è un'iniziativa che ci auguriamo possa avere seguito.

Elisa Santangelo

Si ringraziano per la collaborazione

Prof. Florian Mehlretter
Prof. Thomas Krefeld
Dott. ssa Isabel von Ehrlich
Dott. ssa Rosa Errico
Dott. ssa Silvia di Natale
Martin Kaspar
Julia Matzinger
Irene Caramagno
Nadine Löhr

risonanze
rivista semestrale
anno I, N. 01 - Marzo 2015

Institut für Italienische Philologie
Schellingstraße 3
80799 München

indice

letteratura

Martin Kaspar

Die Mär vom Aussteiger

3

linguistica

Julia Matzinger

Erkennung von L2-Akzenten durch italienische L1-Sprecher

6

didattica

Elisa Santangelo

Perché impariamo e insegniamo *costruzioni*?

11

arte e cultura

cultura

Expo 2015: l'Italia guarda al futuro

14

musica

Maurizio Pollini alla Residenz

15

arte

La cultura ellenica in Sicilia

16

poesia

Donna che legge

17

narrativa

La Similinga

18

appuntamenti

20

Die Mär vom Aussteiger

Martin Kaspar

Vor dem Hintergrund der *crisi*, der jüngsten Weltwirtschaftskrise, die Italien besonders hart traf, gewannen alternative Lebensentwürfe in den letzten Jahren auch in der italienischen Gegenwartsliteratur wieder stark an Popularität. Der erfolgreiche Schriftsteller, Alpinist und Holzbildhauer Mauro Corona (geboren am 9. August 1950 in Baselga di Piné, Trentino) ist aktuell das vielleicht beste Beispiel dafür. Mehr noch als durch seine autobiografisch inspirierten Naturromane zieht er seine Leser vor allem auch durch den eigenen Lebenswandel in seinen Bann. Durch seine authentisch vermittelte Idee vom ‚ursprünglichen‘ Leben, wurde er für viele zum Inbegriff des Aussteigers und damit zum Vorbild für eine Generation, die ihre Hoffnung daraus bezieht, einen Ausweg aus einer Gesellschaft zu finden, die nicht nur aus ökonomischer Perspektive am Rande einer Bankrotterklärung steht.

Für Corona scheint dieser Ausweg darin zu bestehen, das Rad der Zeit ein Stück zurückzudrehen, zurück in eine Zeit, in der der Mensch noch im Einklang mit der Natur lebte, in eine Zeit, in der der technische Fortschritt sich noch nicht gegen den Rhythmus der Natur erhob, also zurück in eine Zeit ohne Fernsehen, ohne Facebook, ohne Smartphone, ohne Internet und ohne Strom. Dass Corona, um seine Literatur zu verbreiten, sich eben jener Technologien geradezu selbstverständlich bedient, scheint hierbei niemanden zu stören; schließlich ließen sich ja bereits

die alten Griechen von ihren Gegnern durch deren eigene Stadtmauern ziehen.

Da aber Coronas Idee vom ursprünglichen Leben mit einem Verzicht auf Dinge einhergeht, die unser Leben erst einmal sehr viel komfortabler machten, die uns heitere Momente bescheren und die wir weitestgehend freiwillig besitzen, stellt sich die Frage, was eigentlich diese Idee so reizvoll macht? Eine Frage, die sicherlich nicht einfach, vor allem auch nicht pauschal beantwortet werden kann. In Anbetracht der Tatsache, dass seit geraumer Zeit keine Abkehr von der Urbanisierung, keine Massenzuwanderung in einsame Berglandschaften und auch keine Flut an herrenlosen TV- und Mobilfunkgeräten zu beobachten ist, drängt sich aber ein recht pauschaler Vorwurf gegenüber Coronas geneigter Leserschaft auf. Es ist der Vorwurf der Realitätsverweigerung oder gar der Selbsttäuschung. „Hört auf, euch etwas vorzumachen!“ möchte man rufen, „Ihr Traumtänzer, ihr Bergsteiger im Geiste, ihr wollt doch gar nicht wirklich Aussteigen!“.

Es fällt schwer, dabei einen Vorwurf gegenüber Corona selbst zu erheben. Er romantisiert nicht, beschönigt nicht und verklärt nichts, wenn er seine Geschichten vom Leben mit und in der Natur erzählt. So schreibt er in seinem ersten großen Romanerfolg *Il volo della martora* von seiner Kindheit im Tal des Lago di Vajont, wenige Jahre vor der großen Staudammkatastrophe. Es sind nüchtern erzählte Geschichten von den Bewohnern seines Dorfes, seiner Familie und von der Natur,

in der sich das Ursprüngliche, das Wilde und die Einsamkeit widerspiegeln. Heiterkeit und Rauheit geben einander die Hand.

Coronas großes Talent als Schriftsteller liegt darin, das Gewöhnliche so zu beschreiben, dass wir darin etwas Magisches wiederfinden, was unserer modernen Welt abhandenzukommen scheint; einen Zustand der natürlichen Ordnung. Egal ob Corona über den Wechsel der Jahreszeiten, die Menschen in seinem Dorf oder seinen Großvater, den leidenschaftlichen Holzbildhauer, schreibt; in seinen Geschichten scheint zunächst alles, gutes wie schlechtes, so zu sein, wie es eben sein muss, weil es seit jeher so gewesen ist. Die Natur spielt darin die Rolle einer sanften aber unbezwingbaren Ordnungsmacht, der auch der Mensch sich fügen muss. Wenn aber diese natürliche Ordnung durch die Gier und die Hybris des Menschen gestört wird, kommt es zur Katastrophe, in diesem Falle zur Staudammkatastrophe von Vajont.

Vielleicht noch deutlicher als in seinen Romanerzählungen zeigt sich diese Haltung in Coronas Märchen: In der Geschichte *La Neve* aus dem Kinderbuch *Torneranno le quattro stagioni* entfacht sich ein Streit zwischen dem frühen Herbstschnee und den Blättern, die zu dieser Zeit noch in großer Zahl als buntes Laub von den Bäumen fallen. Wären die eiteln Blätter aus ihrer Rolle fallen und für sich beanspruchen, eine schönere Form von Schnee zu sein, verteidigt sich der Herbstschnee, indem er auf seine natürliche Bestimmung, auf seine Funktion in der Natur verweist. Der Streit der beiden wird von dem großen ‚Bruder‘ des Herbstschnees, dem mächtigen Winterschnee aus den Wolken heraus belauscht. Als diesem das selbstgefällige Gerede der Blätter zu bunt wird, beschließt er, mit all seiner Macht herabzuschneien und diese unter sich zu begraben. „Ognuno al proprio posto“ flüstert er als wieder Ruhe einkehrt und man wünscht sich, das wäre immer so.

Gerade darin liegt wohl der große Reiz an Coronas Idee vom ursprünglichen Leben, in der Vorstellung, dass auch wir Menschen (wieder) zu einem harmonisierenden Bestandteil der Natur werden können und dadurch zu uns selbst finden. In Zeiten der *crisi*, die in Italien für so viele von einer Wirtschaftskrise zu einer gesellschaftlichen und schließlich zu einer persönlichen Orientierungskrise wurde, klingt diese Idee geradezu verheißungsvoll. Es geht also weniger um eine Abkehr von der modernen Technik als vielmehr um die Rückkehr zu einer Art ‚Naturordnung‘, die mit den Errungenschaften der modernen Technik ihre Notwendigkeit und damit ihre Bedeutung verloren zu haben scheint. Es geht darum, in der Natur einen Ausweg aus der allgemeinen Orientierungslosigkeit zu finden.

Es bleibt die Frage, warum so wenige diesen Ausstieg wagen; warum kaum jemand tatsächlich Coronas Beispiel folgt, sein Hab und Gut verkauft und ein neues Leben im Einklang mit der Natur beginnt? Die individuellen Antworten auf diese zweite Frage sind vermutlich ebenso vielfältig wie auf die zuerstgestellte. Fest steht lediglich, dass der vermeintliche Traum vom Ausstieg nicht so dringend zu sein scheint, dass er handlungswirksam wird. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass wir Corona in Wahrheit gar nicht als engagiertes Vorbild wahrnehmen, nicht als denjenigen, der uns den Weg aus der Orientierungslosigkeit zeigt, sondern lediglich als Geschichtenerzähler. Sicherlich, als besonders engagierten Geschichtenerzähler, der seine Erzählungen wahrhaftig erscheinen lässt, indem er selbst ein Teil von ihnen wird, der die Grenze zwischen Fiktion und Realität verschwimmen lässt, indem er sich selbst zum Protagonisten seiner Fiktion vom ursprünglichen Leben erhebt.

Diese Vermutung erscheint besonders im Hinblick auf seinen jüngsten, mit dem italienischen Literaturpreis *Premio Bancarella* ausgezeichneten Zukunftsroman *La fine del mondo storto* plausibel. Corona entwirft darin eine Zukunftsvision der

postindustriellen Gesellschaft: Nachdem sämtliche Energiereserven der Erde verbraucht wurden, lebt die Menschheit wieder in einer Welt ohne Elektrizität, ohne Luxus und ohne Überfluss. Die Menschen sind gezwungen, sich zurück auf ihre ‚ursprünglichen‘ Fähigkeiten, als Jäger, Sammler und Handwerker zu besinnen, um zu überleben. Durch diese veränderten Rahmenbedingungen entsteht eine neue Gesellschaft, mit neuen Werten, die sich bessert, im Umgang untereinander und im Umgang mit der Natur...

Corona ist kein Autor, der dafür ausgezeichnet werden sollte, dass er besonders scharfsinnig einen Blick in unsere Zukunft wirft. Er ist auch nicht unbedingt ein Autor, der dafür ausgezeichnet werden sollte, dass er einen Weg aus der *crisi* aufzeigt. Es ist aber ein Autor, der es ausgezeichnet versteht, spannende, naturromantische Utopien zu entwickeln, die zumindest unsere Gedanken für einen Moment aus der *crisi* befreien.

Erkennung von L2-Akzenten durch italienische L1-Sprecher

Julia Matzinger

1. Einleitung

Fremdsprachliche Akzente, auch L2-Akzente¹ genannt, sind heutzutage keine Rarität mehr. Um einen Fremdsprachensprecher, einen L2-Sprecher, von einem Muttersprachler, einem L1-Sprecher², anhand der Sprache zu unterscheiden, bedarf es keiner sprachwissenschaftlichen Fachkenntnis. Meist kann ein Hörer einen L2-Sprecher bereits nach wenigen Worten erkennen (vgl. Munro 2008: 195) und möglicherweise auch auf dessen Herkunft schließen. Man besitzt sogar oft eine Vorstellung davon, wie ein bestimmter L2-Akzent klingt. Diese Klangvorstellung ist im Sprecherwissen verankert und wird als *Repräsentation* bezeichnet, die aufgrund perzipierter Realisierungen, einfacher gesagt, in Kommunikationssituationen entsteht (vgl. Krefeld/Pustka 2010: 14). Problematisch ist jedoch, dass mentale Repräsentationen von L2-Akzenten durch außersprachliche Faktoren beeinflusst werden können (vgl. Krefeld/Pustka 2010: 12). Dies kann beispielsweise durch Vorurteile oder Imitationen von L2-Akzenten geschehen, die meist nur eine markante Auffälligkeit hervorheben (vgl. Neuhauser 2012: 36). Krefeld und Pustka beschäftigen sich insbesondere mit der Perzeption, der auditiven Wahrnehmung, und Repräsentation von Varietäten in den romanischen Sprachen. Laut ihnen liegt eines der Hauptinteressen der Linguistik darin „sprach(en)- und varietätsbezogene Repräsentationen, die auf der konkreten Wahrnehmung sprachlicher Realisierung

basieren“ (Krefeld/Pustka 2010: 13) zu erforschen. Diesem Forschungsinteresse wurde im Rahmen einer Masterarbeit, beschränkt auf die Repräsentationen von L2-Akzenten, nachgegangen. Untersucht wurden die subjektive Selbsteinschätzung von italienischen Probanden zur Erkennung von L2-Akzenten sowie die tatsächliche Erkennung von L2-Sprechern. Außerdem wurde ermittelt, ob bei L2-Sprechern eine regionalitalienische Akkommodation vorliegt. Als regionalitalienische Akkommodation bezeichnet man eine Anpassung der Aussprache an die sprachliche Umgebung in Italien und deren sprachlichen Besonderheiten (z.B. Dialektwörter, abweichende Satzstellung von der Norm, lautliche Besonderheiten). Im italienischen Sprachraum herrscht eine besonders große diatopische³ Variation der Sprache, weshalb zahlreiche Sprachvarietäten existieren. Diese entstanden vor allem aus den unterschiedlichen Zeitpunkten der Romanisierung, den Spracheinflüssen und den Verwaltungsgrenzen (Blasco Ferrer 1994: 173).

Die L2-Akzentforschung weist bislang sowohl bei der Erkennung als auch der Entstehung von L2-Akzenten große Lücken auf. Die Anzahl der Studien, die den L2-Akzent in Italien betreffen, ist sehr gering (vgl. Marotta 2008: 328), weshalb die hier beschriebene Masterarbeit ein Impuls für weitere empirische Studien sein soll.

2. Ursache von L2-Akzenten

Um zu verstehen, warum manche Äußerungen

vom Hörer als fremdsprachlich klassifiziert werden, ist es wichtig die Ursachen eines L2-Akzents zu kennen. Als Hauptursache für einen L2-Akzent wird von *Interferenz*⁴ ausgegangen (vgl. Jilka 2007: 83). Beim L2-Erwerb dient das Lautsystem der L1 als Ausgangsbasis für die L2, denn das Lautsystem der L2 entwickelt sich erst nach und nach (vgl. Rausch 2000: 47). Gemäß dem *Speech Learning Model* von James Flege können einige Laute der L2 jedoch nie erlernt werden. Grund dafür ist eine nicht ausreichende Unterscheidung von besonders ähnlichen Lauten in der L1 und der L2. Diese mangelnde Differenzierung basiert auf der Prägung des Gehörs auf das L1-Lautsystem von Geburt an. Aufgrund dessen werden ähnliche Laute in der L2 häufig durch äquivalente Laute aus der L1 ersetzt, sodass an dieser Stelle ein L2-Akzent zum Vorschein kommt (vgl. Flege 1995: 237–243).

Darüber hinaus kann es auch in der Prosodie (u.a. Tonfall, Melodie, Rhythmus) zu Interferenz kommen, was in der Magisterarbeit ausführlich betrachtet wird. Die Forschung befindet sich aufgrund mangelnder technischer Mittel und dem deshalb lückenhaften Wissen über Prosodie gegenüber der Erforschung von Lauten allerdings deutlich im Rückstand (vgl. Marotta 2008: 337). Neben sprachbezogenen Faktoren, die einen L2-Akzent hervorrufen, können sprecherbezogene Kriterien, wie Alter, Identität, Motivation, Talent und viele weitere Faktoren, den L2-Akzent beeinflussen, die ebenfalls in der Magisterarbeit diskutiert werden (vgl. Gut 2009, Moyer 2013).

3. Empirische Studie

Um verschiedene Hypothesen zu testen, wurde eine Online-Umfrage durchgeführt. Bevor die wichtigsten Ergebnisse vorgestellt werden, wird auf die Methodik der empirischen Untersuchung eingegangen.

3.1 Methode

In einer empirischen Analyse beurteilten die Probanden, italienische L1-Sprecher, zuerst ihre Kompetenz zur Erkennung von fremdsprachlichen

Akzenten. Zur Auswahl standen folgende Akzente: albanisch, arabisch (Tunesien), arabisch (Marokko), britisch, chinesisch, deutsch, französisch, niederländisch, polnisch, portugiesisch (Portugal), portugiesisch (Brasilien), rumänisch, russisch, slowenisch, spanisch (Spanien), spanisch (Kolumbien) und ukrainisch. Dabei wählten die Probanden die L2-Akzente aus, die sie glaubten zu erkennen. Daraufhin mussten die Probanden 22 Sprachaufzeichnungen von L2-Informanten jeweils einem L2-Akzent in einer Liste (dieselben L2-Akzente wie zuvor) zuordnen und eine fakultative Begründung für ihre Entscheidung abgeben. Zuletzt schätzten die Probanden ein, in welcher Region der Informant in Italien lebt.

Die Informanten (17–44 Jahre), deren spontane italienische Sprache (L2) in der Umfrage zu hören war, hielten sich zum Aufzeichnungsmoment zwischen 2 Monaten und 27 Jahren in Italien auf. Unter den Sprachaufzeichnungen mit einer Länge von 20–40 sec befanden sich 18 verschiedene L2-Akzente⁵, wobei der rumänische und deutsche L2-Akzent jeweils zweimal vertreten waren. Darüber hinaus war eine Aufzeichnung einer italienischen L1-Sprecherin und einer Südtirolerin mit L1 Deutsch und L2 Italienisch enthalten. Die empirische Untersuchung versuchte ein möglichst breites Spektrum an L2-Akzenten abzudecken. Damit sollte vor allem den zufälligen Treffern entgegengewirkt und gleichzeitig das tatsächliche Wissen der Probanden über L2-Akzente in den Fokus gerückt werden. Die Auswahl der L2-Informanten wurde unter Berücksichtigung des jeweiligen Ausländeranteils in Italien getroffen. Laut ISTAT⁶ lebten zum 1. Januar 2013 knapp 4,4 Millionen Ausländer in Italien (7,4% der Gesamtbevölkerung Italiens). Die L2-Informanten für die Studie wurden so ausgewählt, dass einerseits die Muttersprachen von zahlreich in Italien vertretenen Ausländern, wie beispielsweise Rumänisch (21,3%), Albanisch (10,6%) und Marokkanisch (9,7%) und andererseits auch sehr kleine Sprechergruppen, wie Holländisch (0,17%) und

Slowenisch (0,06%), in der Umfrage vorhanden waren⁷.

108 Probanden füllten die Online-Umfrage vollständig aus, was für die Auswertung der subjektiven Selbsteinschätzung zur L2-Akzenterkennung und der tatsächlichen Erkennung verwendet werden konnte. Da die Reihenfolge der Sprachaufzeichnungen zufällig erfolgte, konnten die abgebrochenen Umfragen bei den weiteren Thesen berücksichtigt werden. Die durchschnittliche Probandenzahl pro Akzent lag in diesem Fall bei 140.

3.2 Ergebnisse

Laut subjektiver Selbsteinschätzung glaubten die Probanden den englischen (90%) französischen (89%), deutschen (84%) und spanischen (81%) L2-Akzent besonders gut zu erkennen, den thailändischen (1%), slowenischen (2%), ukrainischen (3%) und tunesischen (5%) hingegen kaum. Beim Vergleich der subjektiven Selbsteinschätzung und der tatsächlichen Erkennung der L2-Informanten stellte sich heraus, dass sich die Mehrheit der Probanden richtig einschätzte. Im Durchschnitt schätzten sich knapp 59% bei der Erkennung von L2-Akzenten richtig ein.

Die korrekte Identifizierung der L1 der Informanten lag zwischen 46% und 6% und bei einem Mittelwert von 21%. Am besten wurden der spanische (46%), englische (45%), brasilianische (40%), thailändische (34%) und marokkanische (32%) Informant erkannt. Der polnische (11%) und niederländische (11%) Informant, beide rumänischen Informanten (6% und 8%) und eine Aufzeichnung der deutschen Informantin (6%) wurden hingegen sehr schlecht identifiziert. Allerdings können aus diesen Werten keine allgemeingültigen Aussagen über die Erkennung von L2-Akzenten getroffen werden, da in dieser empirischen Studie immer nur ein L2-Sprecher einen L2-Akzent repräsentierte⁸. Nichtsdestotrotz ist anzumerken, dass die L2-Akzente, welche besonders gut erkannt wurden, zumindest einen hohen Bekannt-

heitsgrad unter den Probanden besitzen. Dass einige L2-Akzente weniger gut erkannt wurden, kann entweder an *untypischen* Informanten gelegen haben, aber möglicherweise auch an der Unbekanntheit und Absenz von Repräsentationen jener L2-Akzente.

Eine direkte Verbindung zwischen L2-Sprechern mit hohem Ausländeranteil in Italien und einer dadurch besseren Erkennung durch die Probanden konnte nicht festgestellt werden. Vor allem die Annahme, dass die rumänischen Informanten besonders gut identifiziert werden würden, da 21,3%⁹ der Ausländer in Italien aus Rumänien stammen, konnte nicht bestätigt werden. Die Informanten befanden sich sogar unter den drei am schlechtesten zugeordneten L2-Akzenten. Der Bekanntheitsgrad von L2-Akzenten scheint von anderen Faktoren beeinflusst zu werden, möglicherweise auch durch Tourismus und Medien. Des Weiteren zeigten die Werte, dass die Probanden in der Lage waren, einen L2-Informanten sehr zielsicher als jenen zu identifizieren. Die durchschnittliche Erkennung der L2-Informanten als L2-Sprecher lag bei 96%. Mehr als die Hälfte der L2-Informanten wurde sogar zu 100% als L2-Sprecher identifiziert. Zwei L2-Informanten mit hohem L2-Niveau hoben sich jedoch deutlich von den restlichen L2-Informanten ab. Sie wurden nur zu 80% und 57% für L2-Sprecher gehalten. Im Vergleich dazu wurde die italienische L1-Informantin erstaunlicherweise zu 44% für eine L2-Sprecherin gehalten und nur zu 56% für eine Italienerin. Die falsche Identifizierung der Informanten ist vermutlich auf die vielen sprachlichen Varietäten in Italien zurückzuführen, die ein Laie unmöglich alle kennen kann. Dies in Kombination mit einer hervorragenden L2-Kompetenz sowie einem unauffälligen L2-Akzent erschwerte es den Probanden möglicherweise die sprachlichen Auffälligkeiten der Informanten entweder als *L2-Akzent* oder als *L1-Variation* zu klassifizieren.

Des Weiteren wurde überprüft, ob sich die Kompetenz der L2-Akzenterkennung in Abhängigkeit

vom Wohnort der Probanden unterscheidet. Dabei wurde zwischen Probanden differenziert, die in einer Stadt oder auf dem Land leben, da die Frequenz der Konfrontation mit L2-Akzenten in der Stadt höher ist als auf dem Land. Die Werte zeigten, dass die Probanden aus Städten die L2-Informanten um 4% besser als Probanden, die auf dem Land leben, erkannten. Das Ergebnis weist auf eine geringfügig bessere L2-Akzenterkennungskompetenz der Stadtprobanden gegenüber den Landprobanden hin. Allerdings sollten weitere Studien für konkrete Ergebnisse durchgeführt werden.

Ferner legten die Ergebnisse dar, dass die L2-Äußerungen in einigen Fällen eine erkennbare regionalitalienische Akkommodation aufwiesen. Allerdings lag die richtige Zuordnung der Aufenthaltsregion der Informanten im Durchschnitt nur bei 11% und war insgesamt nicht eindeutig. Die korrekte Erkennung des L2-Akzents lag im Durchschnitt mit 21% immerhin 10% höher. Die Ergebnisse spiegeln schlussfolgernd eine für den Hörer wahrnehmbare Dominanz des L2-Akzents gegenüber regionalitalienischer Akkommodation wider. Es ergab sich die Erkenntnis, dass eine regionalitalienische Akkommodation bereits nach kurzer Aufenthaltsdauer auftreten kann. Der portugiesische Informant, der sich erst zwei Monate in der Lombardei aufhielt, wurde mit 24% der richtigen Region zugeordnet. Unklar bleibt allerdings, ob es sich um eine Ausnahme handelt, da die weiteren Informanten bereits einige Jahre in Italien lebten und nicht zum Vergleich herangezogen werden konnten. Die in Venedig wohnhafte thailändische Informantin wurde ebenfalls mit 24% der korrekten Region zugeordnet, hielt sich aber bereits 12 Jahre dort auf. Der albanische Informant wurde hingegen nur zu 8% der korrekten Region (Piemont) zugeordnet, obwohl er schon 10 Jahre dort wohnhaft war. Für konkrete Aussagen, ab welchem Zeitpunkt eine regionalitalienische Akkommodation festgestellt werden kann und ob sie möglicherweise mit der Region

in Zusammenhang steht, sollten unbedingt weitere Studien durchgeführt werden.

4. Schluss

Die Ergebnisse der empirischen Studie zeigen auf, dass Repräsentationen von L2-Akzenten im Sprecherwissen vorhanden sind und diese mit realen L2-Akzenten übereinstimmen. Über das Maß und den Anlass für die Bildung von Repräsentationen können keine Aussagen gemacht werden. Der Ausländeranteil und die damit verbundene häufige Konfrontation scheinen keinen direkten Einfluss auf die Erkennung zu haben. Allerdings sind weitere Forschungen dringend notwendig, um die hier getroffenen Aussagen zu bestätigen und allgemeingültige Erkenntnisse zu gewinnen.

5. Fußnoten

1. L2-Akzent wird stellvertretend für den Begriff fremdsprachlicher Akzent verwendet. Der Ausdruck L2 steht für second language (vgl. Roche 2008: 91) und bezeichnet Zweit-, bzw. Fremdspracherwerb. Das heißt, dass eine Sprache nicht von Geburt an erlernt wird, sondern erst nach der Erstsprache (vgl. Oksaar 2003: 14f.).
2. L1 steht für first language und bezeichnet die Muttersprache eines Sprechers (vgl. Roche 2008: 91). Ein deutscher Muttersprachler, der in der Schule Italienisch lernt, besitzt als L1 Deutsch und als L2 Italienisch.
3. Diatopische Variation meint Unterschiede in der Sprache, die im geografischen Raum herrschen (z.B. Dialekte).
4. Interferenz beschreibt die Übertragung von grammatischen Strukturen, Lauten, Tonfall, Melodie usw. von der L1 in die L2.
5. Vertreten waren dieselben Akzente, die zuvor bei der subjektiven Selbsteinschätzung zur Erkennung genannt wurden.
6. Italienisches Zentralamt für Statistik.
7. <http://www.tuttitalia.it/statistiche/cittadini-stranieri-2013/>, aufgerufen am 19.02.2015.
8. Ausnahmen bilden der rumänische und deutsche L2-Akzent. Der rumänische L2-Akzent war durch zwei Sprecher vertreten. Der deutsche

L2-Akzent wurde von zwei Aufnahmen derselben Informantin repräsentiert.

9. <http://www.tuttitalia.it/statistiche/cittadini-stranieri-2013/>, aufgerufen am 19.02.2015.

6. Literatur

Blasco Ferrer, Eduardo (1994): Handbuch der italienischen Sprachwissenschaft, Berlin: Erich Schmidt.

Fllege, James E. (1995): Second Language Speech Learning. Theory, Findings, and Problems, in: Winifred Strange (Hrsg.), Speech Perception and Linguistic Experience. Issues in Cross-Language Research, Baltimore: York Press, 233–277.

Gut, Ulrike (2009): Non-native Speech. A Corpus-based Analysis of Phonological and Phonetic Properties of L2 English and German, Frankfurt am Main: Lang.

Jilka, Matthias (2007): Different manifestations and perceptions of foreign accent in intonation, in: Jürgen Trouvain/ Ulrike Gut (Hrsg.), Non-native Prosody. Phonetic Description and Teaching Practice, Berlin: Mouton de Gruyter, 77–96.

Marotta, Giovanna (2008): Sulla percezione dell'accento straniero, in: Romani Lazzeroni et al. (Hrsg.), Diachronica et Synchronica. Studi in onore di Anna Giacalone Ramat, Pisa: Edizioni ETS, 327–347.

Moyer, Alene (2013): Foreign Accent. The Phenomenon of Non-native Speech, Cambridge: Cambridge University Press.

Munro, Murray J. (2008): Foreign accent and speech intelligibility, in: Jette G. Hansen Edwards/ Mary L. Zampini (Hrsg.), Phonology and Second Language Acquisition, Amsterdam: John Benjamins, 193–218.

Neuhaus, Sara (2012): Phonetische und linguistische Aspekte der Akzentimitation im forensischen Kontext. Produktion und Perzeption, Tübingen: Narr Francke Attempto.

Oksaar, Els (2003): Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung, Stuttgart: Kohlhammer.

Rausch, Rudolf & Ilka (2000): Deutsche Phonetik für Ausländer, München: Langenscheidt Enzyklopädie.

Roche, Jörg (2008): Fremdsprachenerwerb. Fremdsprachendidaktik, Tübingen: Narr Francke Attempto.

7. Internetquellen

URL: <http://www.tuttitalia.it/statistiche/cittadini-stranieri-2013/>, (19.02.2015), Tuttitalia: Cittadini stranieri in Italia – 2013.

Perché impariamo e insegniamo costruzioni?

Elisa Santangelo

“Ciao, come ti chiami?”, “Non capisco!”, “Come stai?” ... queste, tra le altre, sono le primissime frasi che uno studente di italiano impara; sono le tipiche frasi che si insegnano alla prima lezione di un corso di italiano per principianti assoluti. Perché? Perché si insegnano agli studenti pezzi già ‘preconfezionati’ di lingua, a quale scopo? Quali teorie stanno alle basi di questa scelta? Ma soprattutto come si può, da insegnanti ed apprendenti, insegnare o utilizzare questi costrutti in maniera proficua?

Le ragioni di questa scelta didattica e metodologica sono da ricercare nell’esistenza di diverse teorie acquisizionali, a partire dal Lexical Approach (Lewis 1993), teoria sviluppata intorno agli anni Novanta, che pone l’attenzione sui *chunks lessicali*, “frammenti significativi che contano come unità di significato” (Balboni 2012: 83). Secondo Lewis, gli apprendenti dovrebbero essere in grado di riconoscere frasi lessicali o *chunks*, che occorrono in maniera frequente nella lingua, per poi poterli riprodurre. Questo approccio pone un forte accento sul lessico rispetto alla grammatica: attraverso attività passive come l’ascolto o la lettura e, successivamente, il riutilizzo di *chunks* molto frequenti, gli stessi *chunks* vengono acquisiti e infine lessicalizzati.

Un’evoluzione interessante della teoria di Lewis in questo senso è senz’altro il più recente approccio *usage-based*, ovvero basato sull’uso, di Tomasello (2003). Questo approccio fa riferimento

all’acquisizione della lingua madre (L1) da parte dei bambini: secondo Tomasello, l’acquisizione linguistica consterebbe dell’appropriazione ed uso di “espressioni convenzionali”. A questa prima fase, seguirebbe una graduale astrazione della costruzione sulla base di un primo modello, riconosciuto dal bambino, fino alla generazione di nuove costruzioni secondo diversi *scenari* (2008: 22). I bambini, dunque, costruirebbero dapprima delle *olofrasi* (costituite, per esempio, da brevi costruzioni frasali es. *lemme-see!*; *pick-up!*), poi a queste aggiungerebbero sempre più elementi fino ad arrivare a costruzioni più complesse. Tomasello usa in questo caso l’immagine dell’isola, o *Verb Island Hypothesis*: i bambini costruirebbero attorno a un verbo un’isola di costruzioni possibili, fino ad arrivare alla produzione creativa di nuove costruzioni astratte, come costruzioni negative, transitive ecc. Tali meccanismi sarebbero resi possibili soprattutto dalla frequenza e dall’esistenza dei prototipi. L’acquisizione della L1 avverrebbe quindi non grazie a conoscenze grammaticali innate, ma grazie all’abilità, da parte dell’apprendente, di riconoscere regolarità nell’input e di comprendere le intenzioni comunicative dell’interlocutore (Chini 2014: 63).

Adele Goldberg (1995) ha applicato queste ipotesi all’approccio costruzionista (*Construction Grammar*), secondo il quale la *costruzione* sarebbe un’unica unità formata da due

parti indivisibili: forma e funzione. Un esempio prototipico di costruzione sono, per esempio, le espressioni idiomatiche: l'approccio costruzionista parte dall'assunto che esse non possano essere divise né analizzate nei loro componenti grammaticali ma, appunto, che debbano essere analizzate come tutt'uno, sulla base dell'input: si parla del cosiddetto *continuum* tra lessico e grammatica (cfr. Mollica 2013). Secondo questo approccio, dunque, l'acquisizione procederebbe per tappe successive a partire da semplici abbinamenti, fino al formarsi di costruzioni più complesse e astratte, come le strutture argomentali. Goldberg propone questo modello per la L1: i bambini imparerebbero prima di tutto formule fisse o *patterns*, poi costruzioni sempre più complesse, come la ditransitiva (struttura sintattica composta da agente, paziente/tema e destinatario); questo procedimento occorre secondo il criterio della frequenza, che rende possibile il consolidamento della costruzione stessa nel sistema linguistico dell'apprendente. Lo stesso modello, tuttavia, negli ultimi anni è stato analizzato e proposto anche per l'acquisizione di una seconda lingua, o L2 (cfr. Ellis 2013).

Secondo Ellis (2013: 368), dunque, se si presuppone che le unità di base del linguaggio siano le costruzioni, allora l'acquisizione non può essere altro che assimilazione e apprendimento di costruzioni; inoltre viene attribuita molta importanza alla fraseologia: vengono analizzate olofrasi, *patterns* prefabbricati, espressioni idiomatiche, formule fisse, *chunks* e costruzioni.

I fattori decisivi dell'acquisizione, secondo Ellis (2013: 368-374), sono la frequenza dell'input (maggiore è la frequenza, maggiore sarà il radicamento e l'assimilazione di una costruzione nel sistema linguistico dell'apprendente); la prototipicità (mostrare un esempio prototipico come miglior modo per introdurre una categoria); la salienza (quanto una forma venga percepita come rilevante nel riconoscere una costruzione). Questi fattori porterebbero l'apprendente ad imma-

gazzinare la costruzione nella propria memoria a lungo termine, facendo sì che essa venga riutilizzata, anche senza aver compreso in maniera esplicita, in un primo momento, la forma – ovvero la regola grammaticale che sta alla base di quella costruzione.

Queste teorie sono ovviamente in contrasto con quelle innatiste (Chomsky 1981 et. al.), che assumevano come dato di fatto una predisposizione cerebrale all'acquisizione di una lingua, presupponendo l'esistenza di una Grammatica Universale; esse non escludono però una riflessione grammaticale, ponendola invece al termine di un percorso basato sulla ricchezza dell'input. Inoltre, la *Construction Grammar* si pone in contrapposizione alla grammatica valenziale, in quanto non riconosce il potenziale combinatorio del verbo e la sua importanza come testa del sintagma; tuttavia, le due teorie sono tutt'altro che inconciliabili tra loro (per approfondimenti, cfr. Mollica 2013).

L'approccio costruzionista presuppone dunque l'ipotesi che le costruzioni siano proprio il formato in cui le conoscenze linguistiche vengono immagazzinate e mantenute nella memoria (Ziem/Lasch 2013).

L'utilizzo di questi approcci nell'esperienza diretta in una classe, quindi, porterebbe gli apprendenti, in un primo momento, ad acquisire un certo numero di costruzioni; solo successivamente le costruzioni verranno analizzate dal punto di vista grammaticale e, in questo modo, interiorizzate. Si pensi al classico esempio della funzione "presentarsi" in italiano, tema tipico della prima o delle prime lezioni in una classe per principianti: gli apprendenti vengono a contatto, nella maggior parte dei casi durante la prima o la seconda lezione, con la forma riflessiva del verbo *chiamarsi*. È evidente che nessun principiante possa comprendere a priori la funzione della particella riflessiva *mi* in "io *mi* chiamo Laura", tanto da far emergere in modo spontaneo, per esempio in apprendenti tedescofonici, la forma "io chiamo Laura", come presupporrebbe il sistema linguisti-

co tedesco. È altrettanto evidente l'inutilità di una spiegazione esplicita del verbo riflessivo e delle sue forme in una prima lezione con dei principi assoluti: ciò porterebbe gli apprendenti non solo a confondersi, ma a scoraggiarsi, perché incontrerebbero probabilmente argomenti che, anche se inconsapevolmente, non sono ancora pronti ad affrontare. Si insegna perciò la costruzione, il *chunk* già confezionato: "io *mi* chiamo X", e ci si riserva di riflettere sulla costruzione in modo esplicito solo a tempo debito, seguendo in questo modo l'*ipotesi dell'insegnabilità* di Pienemann (1986), secondo la quale ad ogni stadio dell'apprendimento andrebbero insegnate solo strutture 'imparabili', ovvero immediatamente successive a strutture dello stadio precedente e, quindi, già apprese (cfr. Chini 2014: 76). L'uso delle costruzioni in classe sta diventando di sempre maggiore interesse nell'ambito dell'acquisizione della L2, specialmente se si considera che permette di applicare metodi dell'approccio naturale (vale a dire come per l'acquisizione della L1 da parte dei bambini) anche nell'insegnamento della L2 ad apprendenti adulti.

Le ricerche in questo senso sono sempre più numerose, anche se per quanto riguarda la *Construction Grammar*, per ora, esistono pochissimi studi in italiano. Sviluppi futuri porteranno gli studi verso una conciliazione tra forma linguistica, conoscenza dell'apprendente e si focalizzeranno, soprattutto, sull'importanza, dei fenomeni di frequenza e uso nell'acquisizione di una L2 (Ellis 2013).

Bibliografia

- Balboni, Paolo E. (2012): *Le sfide di Babele. Insegnare le lingue nelle società complesse*. Torino: UTET.
- Chini, Marina / Bosisio, Cristina (2014): *Fondamenti di glottodidattica. Apprendere e insegnare le lingue oggi*. Roma: Carocci Editore.
- Goldberg, Adele / Casenhiser, Devin (2008): „Construction Learning and second language acquisition“, in: Robinson, Peter (Hg.): *Handbook of Cognitive Linguistics and Second Language Acquisition*, New York u.a.: Routledge, 197–215.
- Goldberg, Adele (1995): *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure*, Chicago: CSLI.
- Ellis, Nick (2013): „Construction Grammar and Second Language Acquisition“, in: Hoffman, Thomas / Trousdale, Graeme (Hgg.): *The Oxford handbook of construction grammar*, Oxford u.a.: Oxford University Press, 365–378.
- Mollica, Fabio (2013d): „Valenze e costruzioni: alcune osservazioni su un approccio 'ibrido' alla sintassi“. In: *Studi Germanici* 3/4, 235–275.
- Ziem, Alexander / Lasch, Alexander (2013): *Konstruktionsgrammatik: Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze*. Berlin / Boston: Le Gruyter.

Expo 2015: l'Italia guarda al futuro

Elisa Santangelo

Un grande evento sarà ospitato a Milano quest'anno, dal primo maggio al 31 ottobre 2015: si tratta dell'Expo 2015, l'Esposizione Universale che viene descritta come il più grande evento mai realizzato sull'alimentazione e sulla nutrizione. Milano ospita per la seconda volta questo evento; è da ricordare l'Esposizione del 1906 incentrata sul tema dei trasporti, in occasione dell'inaugurazione del traforo del Sempione, un'opera eccezionale per l'epoca: esso rappresentava infatti il tunnel più lungo del mondo. Il tema dell'Esposizione Universale di quest'anno, *"Nutrire il pianeta – energia per la vita"*, ha offerto parecchi spunti di riflessione alle Nazioni partecipanti, che hanno affrontato l'argomento con stili e scopi differenti e originali per promuovere un futuro sostenibile, all'insegna della biodiversità e dell'innovazione, del risparmio energetico e della sostenibilità ambientale.

L'Italia, Nazione ospitante di questo evento internazionale, ha scelto come immagine il vivaio, simbolo del luogo dove fare crescere e germogliare i semi: una metafora per sottolineare la voglia di guardare al futuro, senza rifugiarsi nel passato. La struttura principale si ispira a un cardo, all'interno del quale il Grand Tour guiderà i visitatori in questo viaggio. Al termine del Grand Tour un'altra struttura, Palazzo Italia, raccoglie al suo interno video, ricostruzioni, installazioni alla scoperta della potenza della Bellezza, della potenza del Saper Fare, della potenza del Limite: verranno presentati, come in un film, gli stupendi paesaggi italiani, la produttività, i mercati, l'alta cucina italiana, così come esperienze

di persone che hanno superato molti ostacoli e avversità.

Infine l'ultima struttura, l'albero della vita, rappresenta il punto d'incontro tra natura e tecnologia, offrendo uno spettacolo di suoni, luci e colori che incanterà gli spettatori.

Si attendono circa 20 milioni di spettatori, che potranno osservare le esposizioni di 140 Paesi e Organizzazioni Internazionali, su un'area espositiva di 1,1 milioni di metri quadri.



Maurizio Pollini alla Residenz

Elisa Santangelo

“Sono innamorato di Chopin, la sua musica non finisce mai di sorprendermi”: così Maurizio Pollini parla dell'autore che ha accompagnato fin dall'inizio, la sua brillante carriera.

Maurizio Pollini, uno dei più famosi e apprezzati pianisti della nostra epoca, nasce a Milano nel 1942. Già da giovane mostra un talento straordinario, inizia lo studio del pianoforte con Carlo Lonati, e prosegue, fra i 13 e i 18 anni, con Carlo Vidusso. Si diploma al Conservatorio di Milano, e nel 1960 vince a soli 18 anni il prestigioso Concorso “Chopin” a Varsavia.

«Maurizio Pollini e Chopin sono come due facce della stessa medaglia. Ha legato il suo nome al padre del pianismo moderno». Così lo descrive Valerio Cappelli sul *Corriere della Sera*, in un'intervista dove al famoso pianista viene chiesto che cosa lo affascini di più in Chopin.

“È un autore estremamente popolare, ma molto

misterioso e complesso. È un compositore romantico, è evidente. Eppure Rubinstein lo definì un classico, il che può essere detto con qualche ragione. Pensiamo alla perfezione formale: non c'è mai una nota di troppo, che è una caratteristica dei compositori classici. Io amo tutto Chopin, non amava nessuna musica in cui non ci fosse un pensiero latente”.

Questa la sua idea sul grande compositore polacco, la stessa idea che ci sovviene ascoltando le sue interpretazioni: rigorose, eppur piene di libertà di espressione. Le interpretazioni di Pollini sono conosciute in tutto il mondo, famosi sono i suoi studi su Chopin, Schubert, Schumann e Beethoven.

Una curiosità: Pollini suona sempre con il suo pianoforte, che si porta con sé nei suoi concerti in tutto il mondo.

Maurizio Pollini sarà a Monaco di Baviera per una „Klavierabend“ sabato 11 aprile 2015, ore 20.00, nella Herkulessaal, Residenz.

L'intera intervista a Pollini su: <http://cinquantamila.corriere.it/storyTellerArticolo.php?storyId=54cf36e96d014>



La cultura ellenica in Sicilia

Elisa Santangelo

Die Griechen in Italien, “I Greci in Italia”: questo è il titolo dell’interessante mostra presentata alle Staatliche Antikensammlungen a Monaco di Baviera, museo che ospita, nelle proprie esposizioni permanenti, collezioni di vasi greci ed etruschi, porcellane, gioielli e statue di bronzo e terracotta. L’origine di questa collezione è da ricercare in una donazione di Ludwig I, appassionato dell’arte del mondo antico; gli oggetti presenti nel museo sono databili in un periodo tra il 300 a.C. e il 400 d.C.

L’attuale mostra *Die Griechen in Italien* vuole dare uno sguardo all’Italia del Sud nel periodo della colonizzazione greca, durante il quale, specialmente in Sicilia, fioriscono l’arte e la cultura della seconda metà del primo secolo a.C.

Gli oggetti esposti furono ritrovati per la maggior parte nelle antiche necropoli, in quanto rappresentavano il corredo funebre dei defunti; altri oggetti furono ritrovati in santuari o antiche



abitazioni. Molti di questi manufatti sono ancora ben conservati: si tratta soprattutto di vasi dipinti, gioielli d’oro, ma anche di maschere teatrali d’argilla, bassorilievi, statuette di bronzo.

Questi ritrovamenti sono una testimonianza non solo di numerosi confronti e conflitti, ma anche di un mondo caratterizzato da cultura e religiosità, dove c’era grande spazio per feste, eventi, spettacoli teatrali e rituali; essi rappresentano l’ideale della bellezza che caratterizzava il mondo greco. Il museo Staatliche Antikensammlungen ospiterà la mostra fino al 7 giugno 2015.



Donna che legge

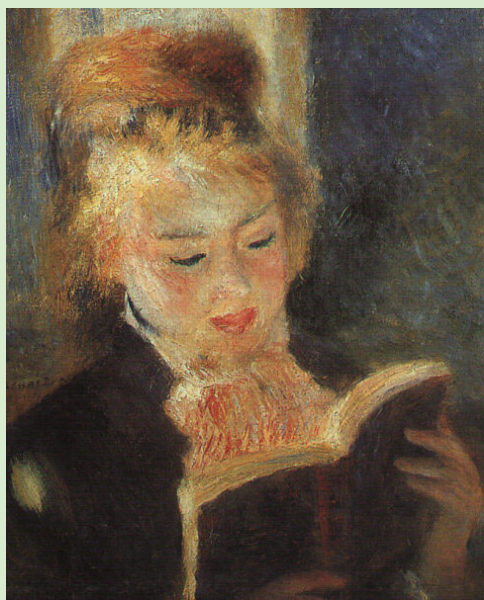
una poesia di Irene Caramagno

Raccoglimento soffuso di luce.

Pulviscolo d'anima,

Si perde in volute accese,

ubriaca il piacere.



Donna che legge, Renoir
1874-76, Musée d'Orsay, Parigi

La Similinga

un racconto di Nadine Löhr

“Similinga” il suono della voce, chiara e infantile, riempiva la stanza. “Similinga” mi chiamava da lontano. “Similinga”, questa parola pronunciata tanto. Nel silenzio e nel buio. La lancetta del vecchio orologio indicava le dodici. Mezzanotte. Da bambina ero convinta che le notti fossero più buie a mezzanotte. Probabilmente mi sbagliavo, ma di una cosa ero convinta: la notte in Ghana non era mai buia, era nera, proprio nera, nera come la pece. “Similinga, Similingaaa!” fu questa parola a toccare il mio cuore e la mia mente. “Similinga”, qualche volta la sento ancora nel buio, nel nero. Nei miei sogni. Similinga.

Aveva dodici anni, almeno questo era quello che diceva lei. Secondo me non aveva più di otto anni, quindi nei documenti avevamo trovato un compromesso – dieci anni. Venivano spesso persone che ufficialmente non erano mai nate. Poi toccava a me decidere quanti anni avevano, in quale mese e in quale giorno erano nate. Burocrazia. Guardavo le persone e capivo sempre se erano nate a maggio, giugno oppure agosto. Si vede, no? Si vede in che mese sono nate le persone. Il carattere delle persone, lo sguardo e il modo in cui sorridono, ti può spiegare quando sono nate. Un giorno iniziai a litigare con una mia amica, che lavorava insieme a me. C’era Hussein, persona senza identità, e la tedesca era convinta che questo ragazzo fosse nato in un certo giorno di marzo dell’anno 1997. A mio parere, invece, Hussein era un ragazzo invernale, nato a dicembre. Questa ragazza era un dono, senza di lei avrei sicuramente perso coraggio e

non sarei ritornata in quel piccolo ospedale, che si trovava sull’unica strada lastricata del paesino.

“Similingaaa”, mi chiamava ancora. La voce veniva da una stanza che si trovava dall’altro lato dell’ospedale. Con la torcia elettrica in mano cercai di raggiungere la porta, le persone dormivano a terra. Barcollai verso la stanza. Con il piede toccai un corpo piuttosto grosso. La donna si mosse, poi continuò a russare. Erano tante le persone che non avevano trovato un letto. La mattina i letti erano vuoti, ma poi, uno dopo l’altro, si riempivano di persone che soffrivano di malaria. Sempre questa febbre grave. Venivano nella piccola clinica soprattutto i vecchi, le donne e i bambini. Meno spesso trattavamo casi di tifo. Già nel primo pomeriggio non sapevo più dove mettere le persone. “Due bambini in un letto” mi avevano detto. Due ore dopo: “Tre bambini in un letto”. La sera tutti i letti erano occupati da bambini. Gli adulti li avevamo messi sulle scrivanie vuote o semplicemente sul pavimento. Le infusioni erano posizionate in qualsiasi luogo vicino. Una persiana, un chiodo che un giorno aveva portato un quadro di un politico conosciuto. Adesso, con tutte le persone a terra, trovai abbastanza difficile raggiungere questa ragazza, che mi chiamava con voce armoniosa.

Nella notte nera vidi un paio di occhi. Luccicavano nella luce della torcia. Mi fissavano curiosi. Su una sedia accanto alla porta sedeva Hussein, nato il 3 marzo dell’anno 1997, i piedi nudi strisciavano sul pavimento. “Similinga, where are you going?” Sapeva che Similinga – bianca –, era l’unica parola che capivo in dagbani, il dialetto parlato nel nord del Ghana.

“I’ll have a look at Jamila” gli risposi. Il ragazzo decise di venire con me. I piccoli piedi neri strisciavano sulle mattonelle del pavimento, mentre mi seguivano saltellanti. Ogni tanto facevano un balzo sopra una persona addormentata. “Similinga” sentivo nel corridoio, una piccola lampada accesa lo illuminava di una luce strana. Bianco e

blu. *Clap, clap*, sentivo i piccoli piedi di Hussein, che non diceva nulla. La porta era rotta, con le dita la colpì leggermente. Si aprì con un forte scricchiolio. “Similingaaaaaaa!” Jamila, seduta sul letto, sorrise. Allungò le braccia per stringermi. Non parlava inglese, né io capivo il dagbani. Ma seduta lì sul letto affollato, con due ragazze addormentate accanto a lei, mi raccontava delle storie. Parlava senza pause, anche se io non capivo nulla di quello che mi diceva. Poi con le dita indicava l’infusione. Vidi che si era bloccata. Succedeva spesso che si bloccassero. Non era un grave problema, ma dava fastidio. Di nuovo aggiustai le rotelline in modo che la medicina continuasse a scorrere.

Hussein, ancora accanto a me, studiava attentamente quello che facevo. Sul pavimento vide una bottiglia vuota. Una bottiglia di plastica di Coca Cola, un regalo che la tedesca aveva fatto a Jamila. “If I were in Germany I drink coke every day!”

“If I were in Germany I WOULD drink coke every day” lo correggi. Mi ricordai il modo in cui venivano spiegate le *If-clause* in Germania. In ogni scuola gli insegnanti facevano costruire le frasi agli studenti cominciando con: *If I were a millionaire...*

“Hussein, if you were a millionaire, what would you do?”. Che cosa faresti se fossi un milionario? Il ragazzo mi guardò come se non avesse capito bene. “Se avessi una borsa piena di soldi, che cosa ci faresti?” Mi aspettavo che avrebbe risposto un biglietto per la Germania o, meglio, uno per gli Stati Uniti. Sapevo bene che i giovani in Ghana adoravano Barack Obama e, naturalmente, *the american way of live*.

Hussein invece si girò verso Jamila. Discutevano in dagbani. Dopo qualche minuto avevano deciso. “Similinga, se fossi un milionario prenderei un taxi e andrei al mercato.”

“Ma Hussein. Figurati, hai una borsa piena di soldi! Puoi comprare tutto quello che vuoi!”

“Tutto?” aveva ancora un’espressione sospettosa

in viso.

“Tutto!” Jamila gli mormorava qualcosa all’orecchio.

“Hmmm aspetta...”. Il ragazzo alzò un dito. “Se avessimo tanti soldi, prenderemmo un taxi, andremmo al mercato e compreremmo un pesce”. Occhi chiari e denti bianchi mi sorridevano nel buio della stanza.

“Se fossi un milionario... compreresti un pesce?”

“Yes Madam!” annuì. Jamila invece non sembrava convinta.

“No Hussein...” con la mano mi mostrò due dita, il segno della pace, e per la prima volta mi parlò in inglese: “TWO fish!”

Il 4 agosto 2012, in un paesino nel nord del Ghana, Jamila – ragazza di dieci anni, nata l’undici febbraio millenovecentonovantadue, non morì perché aveva la malaria o il tifo, ma perché aveva un piede rotto. Venne in ospedale due settimane dopo la frattura, la famiglia aveva costruito una stecca di bambù. Con le zanzare e nessuna disinfezione il piede si era infettato. Nella piccola clinica ad agosto non c’era abbastanza acqua per pulire la ferita.

Racconto presentato al corso „Officina di scrittura creativa“ tenuto dalla Dott.ssa Silvia di Natale

appuntamenti

750 anni Dante Alighieri: „Dante e la Divina Commedia“

16.,23.,30.04.2015 ore 18:00

Ludwig-Maximilians-Universität, Istituto Italiano di Cultura, Forum Italia e.V.

officina di scrittura creativa di Silvia di Natale

dal 16.04.2015 al 16.07.2015, giovedì ore 16:00-18:00

Aula 108, Amalienstraße 73A

orientamento per i nuovi iscritti

23.03.2015 ore 10:00

Aula 332, Schellingstraße 3, Vordergebäude

Monaco di Baviera - Marzo 2015